

Novellette von Georg Persch.

In gehobener Stimmung sah sie in ihre herrschaftliche Wohnung in der Kronprinzenstraße zurück.

Das Gefühl der Beschämung, des Gedrücktheits, das in letzter Zeit auf ihr gelagert, am schmerzhaftesten, als geistlich der Gerichtsvollzieher ihre ganze prächtige Einrichtung, Mobiliar, Schmuckstücke und andere Habe in das Auktionslokal beförderte, war gewis.

Auch der Anblick der lahmen Hände schredte sie nicht mehr; sie mußte sogar lächeln über den hallenden Klang ihrer Schritte auf dem der Teppiche behauchten Parquet. Das war ja beinahe wie ein Echo!

Hätte sie es sich träumen lassen, daß all die Vortheile, die Glanz, die wohlige Behaglichkeit aus diesen Räumen, die sie als junge Frau vor noch nicht drei Jahren bezogen, verschwinden würde, verschleudert von der profanen, siegelstempelnden Hand des Gerichtsvollziehers?

Sie hatte dieses zweibeinige Organ der vollstredenden Gerechtigkeit nicht gekannt, auch als sie noch zum Theater gehörte, und eine Kollegin, die in dieser Beziehung über fabelhafte Kenntnisse verfügte, hatte deswegen ganz geringfügig geurtheilt: „Die Brechtwig gehört gar nicht zu uns; die hat ja immer Geld!“

Charlotte Brechtwig hatte in der That immer Geld; sie war das Kind reicher Leute, und was sie auf die Bühne getrieben hatte, war nicht die Begierde nach klingendem Golde gewesen, sondern ausschließlich reine, flammende Kunstbegeisterung.

Die Eltern hatten anfangs gegen die Theaterlaufbahn ihres einzigen Kindes alle erdenklichen Einwände erhoben, aber eine „geborene Primadonna“, wie sie die kritischen Musikforscher nannten, burfte unmöglich in dem autöthelischen, doch engen Kreise des Vaterhauses bleiben, sondern mußte hinaus zur Freude vieler Tausende, die nach Schönen, wie Charlotte Brechtwig sie von Gottes Gnaden in der Rehle trug, lechzten.

Und sie täuschte die Hoffnungen nicht, die man in sie setzte, sie war bald ein strahlendes Gehirn am Kunstbühnen, an dem so viele kleine und so wenige große Lichter glänzten.

Sie wurde in verhältnißmäßig kurzer Frist eine routinirte Sängerin, und vielleicht war es gerade diese rasche Beherrschung der Technik, die die Seele ihrer Stimme unberührt ließ. Denn eine reine und doch leidenschaftlich erregende Seele war es, die in ihrem Gesang lebte, die Hörer in ihren Tiefen erschütterte und mit sich fortzieht. Sie war das jüngste und trockenste das gefeichtste Mitalied des Hoftheaters, und sie fühlte sich glücklich im Dienste ihrer Kunst.

Da lernte sie den Grafen Ortred-Scherrebeck kennen.

Es war eine zufällige Begegnung, bei der der Intendant die Vorstellung besorgte. Sollte der Leiter der künstlerischen Oper ahnen können, daß dieser selbstverständliche Akt der Höflichkeit die spätere Folge haben würde, daß die Brechtwig Gott Apollo mit Gott Hymen verlobte, er wäre zum ersten Male in seinem Leben ein unhöflicher Mann gewesen; ja er hätte diese Begegnung wie ein richtiger Intrigant hintertrieben. Aber die banale Phrase von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen ergoß sich auch hier wieder übergiltig.

Der Graf war ein vollenbeter Kavallerist, eine stattliche, schöne Mannerscheinnung. Vielleicht weil er so ganz und gar nicht das Bestreben verrieth, Eindruck auf die junge Sängerin zu machen, geschah dies um so mehr. Er gab sich als Kunstliebhaber mit geläutertem Geschmack und treffendem Urtheil.

Erst als einige Monate später Charlotte Brechtwig sich nacheinander die heiliggeliebten Eltern verlor und sie ohne jeden verwandtschaftlichen Halt da stand, behütete sich der Graf als mitfühlender, hilfsbereiter Freund. Er übernahm es mehrertheils, sie in bester Form um Sorgen zu erleichtern, die sie an der Ausübung ihrer Kunst gehindert haben würden.

Sie war ab dieser Fürsorge gerührt, dankbar, und als eines Tages Worte der Liebe von seine Lippen flossen, da wehrte sie ihnen nicht, und als er mit warmem Druck ihre Hand ergriß, da ließ sie ihm dieselbe — fürs Leben, wie sie sich gelobte.

Eine glückliche Zeit folgte, und in Jahresfrist trug sie den glücklichen Titel, nachdem sie auf seinen ausdrücklichen Wunsch der Bühne Lebenswag ge sagt hatte — aus Standesrücksichten. Die Verwaltung ihres ererbten großen Vermögens hatte sie unbedenklich in die Hände ihres Gatten gelegt. Ihr Eigentum war sein Eigentum, und er betrachtete es in fowerränem Sinne als solches.

Ein guter Delonam war Ortred-Scherrebeck freilich nicht — das merkte sie, als sie erst einen tieferen Einblick in seine Lebensverhältnisse gewonnen hatte. Er liebte den Luxus, weil er Geld kostete, das Geld rann ihm nur so durch die Finger, und da auch noch zahlreiche Verpflichtungen aus seiner Jugendzeit zu erfüllen waren, die Einnahmen aber immer spärlicher wurden, so war das Ende mit mathematischer Genauigkeit vorher zu bestimmen. Und er dachte nicht daran, und ihr importierte seine Aversitätlichkeit, sein Selbstvertrauen vermag, seine Färligkeiten beständlich so unangenehmlich, daß sie einen Wandel der Dinge ebensovienig ins Auge faßte.

Der war dann plötzlich wie ein Sturmwind gekommen. Graf Ortred-Scherrebeck verkaufte sein Gut in Schlesien, er verkaufte seinen Rennstall — es handelte sich nach dem Andern in der Zeitung. Und dann diese entsetzlichen Wechselverhältnisse! Aber Alles, Alles hätte sich ertragen lassen, wenn ihr Gatte nur nicht Doß die Heiterkeit aus seinem Wesen schwand, wor ja nur zu begreiflich; aber daß er auch seine Haltung, seinen Stolz verlor, alle Welt anklagte, verwünschte über ein „Unglück“, wie er es nannte, und nur seine eigene Person mit Vorwürfen verschonte — das verübte sie erst peinlich, dann verdross es sie.

Es kam zu Ehenen — sie mochte nicht daran zurückdenken! Während er von einem „guten Freunde zum andern lief, um „Gefälligkeiten“ zu erbiten, die ihm in den seltensten Fällen zu Theil wurden, und so im Begriff war, sich ängstlich auszugeben, während der obdies Gerichtsvollzieher kaltherzig und mit starrer Amtsnürde seinen Siegelbortsch an ihren Möbeln verminderte — sann sie auf Rettung. Sie dachte an ihre Rückkehr zur Bühne — sie sprach zu dem Bailliens tabon — er protestirte entrüstet. Er erwartete von ihr, daß sie seinen Namen in Ehren halte.

Wohlan! Nach acht Tagen aber, als die Forderung vollzogen war, als sie den Mangel greifen konnte, raffte sie sich entschlossen auf. Sollte sie denn verkümmern, weil sie „Frau Gräfin“ war? Wer das etwa gar ein parties Vergnügen? Es war ihrem bürgerlichen Blute entschieden verhaßt, daran Gefallen zu finden,übrigens zeigte auch der Graf immer die sehr profandige Neigung, gut zu diniren, und er fand noch immer Gelegenheit hierzu; er botte ja genug Bekanntschaften, denen es auf ein Couvert mehr nicht ankam. So war sie heute zum Intendanten gegangen; ihm gegenüber, der ihr stets mit Wohlwollen begegnet war, glaubte sie sich ausprechen zu dürfen. Und der Baron hatte theilnehmend zugehört, die Thatfachen waren ihm bezeichnend zum Theile bekannt.

Als sie geredet, sagte er: „Der Kunst willen freut es mich, daß Sie ihr wieder angehören wollen, obgleich ich, freizehler, gnädige Frau, wünsche, daß nicht diese traurigen Umstände die Veranlassung zu diesem Vorsatz gebildet hätten. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern. Ihr Herr Gemahl ist in dieser Frage nicht mit Ihnen einverstanden. Das müßte ich eigentlich respektiren. Doch würde ich damit Ihren Entschluß gewiß nicht umhohen, es klebt mir also nur übrig, Ihnen bei der Ausführung desselben freundschaftlich an die Hand zu gehen. Und ließe ich würde ich Sie wieder uns verpflichtet, aber ich denke, daß Sie selbst vorläufig einen anderen Wirkungstreis vorziehen werden. Da ist die Intendantin in R. haben Sie Zeit? Schön. Wir wollen uns gleich Gewißheit verschaffen.“

Der Baron reichte ein Telegramm auf: „Würden Sie Charlotte Brechtwig engagiren? Und zu welchen Bedingungen? Antwort sofort.“ In einer kleinen Stunde war die Antwort da: „Große Lieberachtung. Mit tausend Freuden. Jede nur annehmbare Bedingung.“

In einer kleinen Stunde war die Antwort da: „Große Lieberachtung. Mit tausend Freuden. Jede nur annehmbare Bedingung.“ Die Gräfin konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie hatte sich also nur zu entscheiden. Vorher wollte sie intheilnehmend mit ihrem Manne reden. Vielleicht gab er seinen Widerstand auf, wenn sie ihm vor die Thatfache stellte. Sie würden ein neues, besseres, inhaltreicherer Leben anfangen — sie malte sich die Zukunft in lichten Farben aus. So erwartete sie ihn in dem verödeten Wohnzimmern, in dem eine herrliche köstliche Temperatur den Aufenthalt noch unbehaglicher machte; aber ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, empfand sie nichts davon.

Endlich kam er. Er war rechtwändig gut aufgelegt; doch es war etwas Gewolltes und Abthätliches in seinem Benehmen. Er schien sich unterwegsvorgenommen zu haben, direkt auf ein bestimmtes Ziel loszusteuern und so ließ er sie gar nicht erst zu Worte kommen.

„Da hab' ich was erlebt! Das muß ich Dir erzählen“ — er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, ohne sie dabei anzusehen.

„Treff' ich meinen Vetter zufällig, als er aus der Kammer kommt — er ist, wie Du ja weißt, großer Parlamentarier — na, er grüßte mich, ich fällt' ihm nicht ansempfen, da wir uns nie recht grün waren, und seit — er machte eine Pause.“

Sie ergänzte gelassen: „Seit unserer Hochzeit, wolltest Du sagen.“ „Ja ja — er hat etwas rüchständige Ansichten, überhaupt die ganze Linie! War übrigens gut orientirt. Kannte meine Niere genau.“

Die junge Frau suchte zusammen, was er nicht bemerkte, da er eifrig fortfuhr: „Sprach auffallend vernünftig, wollte mir helfen. Wirklich! Hätte ihm soviel verwandtschaftlichen Sinn nie zuerkannt. Was meinst Du? Er will mir 'n Posten auf einem seiner Güter geben. Ganz selbstständig, ohne nennenswerthe Arbeit, nur ein Wischen inspizieren. Dann kann ich auch für Dich was thun. Schide Dir immer.“

„Über soll ich denn nicht mit Dir?“ Er machte diese Frage erwartend halten, war nun aber doch verlegen. „Das würde Dir ja langweilig werden. Das microtone Leben auf dem Lande —“

„Oh durchaus nicht.“ „Nun, vielleicht später. Ich muß da erst mal persönlich fondiren.“ Sie blühte freudig zu ihm hinüber. „Hat man etwa zur Bedingung gemacht, daß die ehemalige Theaterprinzessin Dich nicht begleitet?“

„Herrgott, ich sagte Dir schon, die Leute denken noch ziemlich mittelalterlich. Das kann Dich doch gewiß nicht kränken.“

„Also eine Trennung auf unbestimmte Zeit?“ Die Stimme wollte ihr verfangen, aber sie hielt sich tapfer.

„Werde nur nicht gleich sentimentalt,“ meinte er rüchstlos. „Glaubst Du, ich reise mich gern von hier los? Entfahre gern die Großstadtluft? Aber wir sind doch keine Kinder. Ich werde den Posten annehmen, halb und halb hab' ich's schon gethan. Das Weitere wird sich finden.“

Sie hatte sich erhoben. Ihr Gesicht hatte einen starren Ausdruck angenommen und sie sprach merklich ruhiger: „Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß wir jemals, auch in der bittersten Noth, voneinandergehen würden; ich dachte, daß wir uns dann erst recht zusammenfinden. Es soll ja auch wohl unter Geheulen so sein. Du hast über Dich verfügt, ohne mich darum zu fragen, damit giebt Du auch mir freie Entschlußnahme über mich selbst. Ich werde zur Bühne zurückkehren. Ich wollte meine Einwilligung von Deiner Genehmigung abhängig machen, nun darf ich wohl darauf verzichten.“

„Thorheiten!“ grollte er. Einige Augenblicke des Nachdenkens. Dann hellten sich seine Züge auf. „Du müßtest schon Deinen Mädchennamen wieder annehmen.“

„Sei unbesorgt.“ „Die Verhältnisse entschuldigen die. Wenn man's recht überlegt —“

Und nun klang es ganz humorvoll: „Etwas muß geschehen, und bald — und da Du wieder zur Bühne willst — zum Heiler mit dem Amentstolz und dem Teitelgeprunt! Ich bleibe bei Dir! Daß die Wetterschaft selbst ihren Kopf bogen! Wir gründen ein trauliches Künstlerheim; das wird auch seine Reize haben. Wieviel Gage hat man Dir geboten? Oder wieviel hoffst Du zu erhalten?“

Auffeigender Widerwille drehte ihr die Rehle zusammen. Nur eine verächtliche Geberde stand ihr zu Gebote. Er erleichte und richtete sich straff auf. „Du meinst — ich sei lange genug Dein Kostgänger gewesen? Ah so! Oh — wir haben uns wohl nichts mehr zu sagen. Gut! Aber für sich! Freie Bahn! Glück auf den Weg!“

Er verbeugte sich und ging in königlicher Haltung zur Thür hinaus. Sie machte keine Bewegung, ihn zurückzuhalten. Waren sie innerlich geschieden, was lag daran, daß sie es auch äußerlich nurben? Und so wiederholte sie nur leise die Worte: „Glück auf den Weg!“ Dann sank sie schluchzend auf einen Stuhl

Eine Copirjagd in Paraguan.

Silberhelle Mondnächte, tiefdunkle Urwälder, blühende und duftende Lianen, rauschende Palmwedel, farnumsäumte Bäche, Jagd auf Tapir, Hirsch und Jaguar, lodrendes Lagerfeuer inmitten der Wildnis, dunkle abenteuerliche Gestalten umher gelagert, Speißbraten, freudige Becher u. s. w. — wie herrlich, wie schauerlich, wie romantisch!

„Gewiß, all dies ist hier zu haben; es giebt des Schönen und Interessanten viel in diesem Lande, aber nichtsdestoweniger mögen mir die Verfasser der zahlreichen Indianer- und Jagdgeschichten verzeihen, wenn ich sie zuweilen zu allen Teufeln oder vielmehr — hierher wünsche, damit sie an sich selbst einmal erfahren, wie das Leben hier wirklich ausieht.“

Ich befinde mich seit mehr denn drei Jahren in der Wildnis und führe in meiner Eigenschaft als Vermessungsbeamter hier ein netes Zell- und Nomadenleben. Dennoch ist die Summe der Erlebnisse interessanter Art, im Vergleich zu der Länge der Zeit verschwindend gering, und wenn ich jetzt einen einzelnen Fall für weitere Kreise lesendwerth erachte, um ihn herauszugreifen und zu schildern, so betone ich doch, daß es trotz des Mangels aufregender Momente kein alltägliches Erlebnis ist. Jedemfalls war die Tapirjagd, die ich im Folgenden schildern will, trotz aller Strapazen und Leiden einer der wenigen wirklich genutzreichen Momente, die ich bis jetzt hier erlebt habe.

Schauplatz: die Verbales Paraguan, jener große Länderkomplex im Osten der Republik, der sich bis an den Rio Parana und nördlich noch weit nach Brasilien hinein erstreckt und seinen eigenartigen Charakter durch jenen Baum erhält, aus dessen Blättern der fälschlich Paraguan-„Thee“ genannte „Mate“ bereitet wird, dieses im Süden unseres Continents so verbreitete und unentbehrliche Getränk. Die Verbales bilden ein sanft gewölbtes hügeliges Waldland, selten nur unterbrochen durch größere Höhenzüge oder überragt durch einzelnen stehenden Bergkegel, welche in ihrer Formation an den „Säpstein“ und „Kalkstein“ der „Sächsischen Schweiz“ erinnern. Röhle Hochebenen, Comades genannt, wechseln

mit den wildverschlungenen Hochwäldern oder den niedrigen gestrüppartigen Verbales, aus deren graugrüner Dede sich nur das leuchtende grüne Laub des Dade - Baumes für das Auge wohlthuend abhebt. Tausende von größeren und kleineren Wasseradern durchfurchen die Landschaft und speisen die gewaltigen Ströme Parana und Paraguan sowie deren größte Nebenflüsse.

Umweils des Rio Curuanathy befindet sich mitten im Walde eine jener natürlichen Calceden, Barrozo genannt, welche nur wenigen Eingeweihten bekannt sind und von denen der hier erwähnte nur durch einen alten Brasilianer verrathen wurde. Es sind dies die einzigen Stellen, wo man mit Sicherheit darauf rechnen kann, etwas von Bedeutung zu schießen, denn so reichlich das beschriebene Waldland ist, so selten bekommt man bei ungünstigen Beschaffenheit des Geländes und der Gewohnheit des meisten Wildes, nur des Nachts aus dem Walde herauszutreten, zu Schuß. Wer sich einbildet, daß Tapir und Jaguar hier an den Wegen Spalt bilden und man nur hinzuhalten braucht, oesindet sich in großem Irrthum.

Gelegentlich einer Vermessung in die Nähe dieses Barrozo, beschloß ich einige Tage zu obfern und ihn aufzusuchen. Ein Ritt von etwa sieben Stunden sollte mich, meinen Bruder und einige Eingeborene, welche Gepäc und Mundvorrath auf einigen Maulseln mitführten, dorthin bringen.

Wir schrieben den 25. August, hier etwa Frühlingsanfang. Der ganze Wald ist in glühende Farben getaucht. Mit rosenrothen Blüten überhäuft haben sich die mächtigen Kronen des Lapacho über die anderen Baumtuppen empor, hier hellmossgrünes junges Laub, daneben Wipfel mit lachsfarbenen Knospen oder bedekt mit jenseitpurpurnen Blüthen, dazwischen die zierlichen und leise rauschenden Haupter der artgehebrachten Pinthopalm und als Grundton das satte dunkle Grün der immergrünen Waldkiefern. In dem Halbdunkel des Forstes, den wir durchwahren, empfängt uns aromatischer Duft: die bitteren Orangen, welche hier oft ganze Haine bilden, blühen, daneben strahlt die „Azucena“ mit ihren herrlichen weißen und lilafarbenen Kelchen, die jarten pinkefarbigen, an den Spigen wie in Purpur getauchten Blüthentrauben des Yuquerunden zwischen den gefiederten Blättern herab und flieherähnliche, starkriehende Dolben eines Laurel leuchten durch das glänzende Grün des dunklen Laubes.

Der Weg, den wir durch den Wald verfolgen, ist vielleicht seit Jahren nicht benutzt worden und wird vermuthlich durch die Büsche, wobei alle Arten von Dornen sich bemühen, unsere Kleider und Wäsche in möglichst kurzer Zeit klein zu bekommen und Hunderte von kleinen Holzbohlen sich an uns festsetzen. Dabei umflummt uns ein Fliegenstaub, der die Pferde und beinahe auch uns zur Verzweiflung bringt. Die Köpfe haben wir zur Wehr mit Tüchern umwunden, aber die Hitze ist so groß, wir erstickten fast; lieber geben wir Hals und Gesicht den geringen Fliegen preis und sie benutzen dies rechtlich.

Stundlang geht es so durch den Hochwald. Zuweilen versperrten umgestürzte Baumstämme, durch Windbruch herabgeschobene Aste und wirres, herabgehogenes Vianengestrüpp den Weg so, daß man absteigen und mit der Machete seitwärts einen Weg bahnen muß. Endlich mündet der Wald in eine weite Comada. Von der Sonne verdeckte Grasbüschel, zwerghaft perlechte Natay - Palmen und stacheliges Gestrüpp bedecken die Hochebenen, aus denen nur hie und da kleine Inseln, von mächtigen Palmen und Säulenaltus gebildet, hervorragten. Ueberall leuchtet zwischen den hohen Grashalmen der rüchige rotke Lehm Boden hervor. Heiß brennt die Sonne, die dem Boden entströmende Gluth wagt in fast sichtbaren Wellen über die ausgebreitete Ebene; neue Ungezieferwärme stürzen sich auf uns, Augen, Nasenlöcher und Ohren sind erfüllt von Fliegen und Molliten, die Pferde sind kaum noch zu Säntigen, und von den ungebuligen Mullen geht eine in Verzweiflung durch, die Gepäcstücke nach allen Seiten verstreut. Mit Mühe wird sie wieder eingefangen, die Packtaschen und Beutel aufgemelt und das schweißtriefende Thier aufs Neue beladen.

Nach kurzer Mittagsrast an einem der Molada auf der andern Seite begrenzenden rauschenden Waldbache wird wieder aufgebrochen, und etwa Nachmittag um vier Uhr betreten wir den Hochwald durch den ein schmaler Indianerpfad nach dem Barrozo führt. Dort gehen zwei Eingeborene mit Madeten, um den Weg frei zu machen; um fünf Uhr sind wir zur Stelle. Es ist eine sumppige Mulde mitten im Walde, durchrieselt von einem kleinen Bache. Wo das Salz aus der Erde auflit, befindet sich ein ebener, vegetationsfreier Platz von etwa 40 Meter im Geviert. Vor allen Seiten führen schmale Wildpfade demselben zu und der Platz selbst ähneln mit seinen Hunderten von Wildfährten einem Viehcorral. Ringsum steht hohes schwankendes Schilf, dazwischen Palmen und niedrige verkrüppelte Bäume, die fast bedekt sind von Flechten, Fleeg - Katteten und den herrlichen Orchideen. Während unsere Leute

etwa 100 Meter vom Barrozo entfernt das Lager aufschlagen und Pintho-Palmen fällen, um mit ihnen Blättern unsere Pferde und Mullen zu füttern, gehen wir daran, uns auf den Räumern am Rande des Barrozo eine Kanzel zu bauen. In einer halben Stunde ist sie fertiggestellt, mit Palmwedel belegt, mastirt und der Baum ausgeputzt, um freies Schießfeld zu gewähren. Von der meingien aus kann ich den ganzen Platz übersehen; mir schräg gegenüber hat sich mein Bruder in einem Baum einzunistet, der durch lange weisse Flechten, die ihn bedecken, ein fast erdweidiges, greisenhaftes Aussehen hat, und rechts von mir in einer zurückspringenden Ecke hat einer der mich begleitenden Halb-Indianer seinen Hochstand gebaut. Mein eigenes Nest ist idyllisch schön; wenn ich dort Platz nehme, bin ich fast garnirt mit weißen und lilafarbenen und ich tomme mir vor, als befände ich mich inmitten eines Blumenlagers.

Bis zum Eintritt der Dämmerung haben wir noch eine Stunde Zeit. Wir kehren in das Lager zurück, nehmen etwas Speise und Thee zu uns, befreien uns von unseren Holzbohlen, und als die Sonne vor ihrem Niedergang die Wipfel in goldbrothen Schein taucht, werden die Büsche zur Hand genommen und die Kanzeln besäen. Eine Flasche Roanal und einige Cigarren nehmen wir als Mittel gegen Molliten und Moskitos mit hinauf. Mit dem Einbruch der Dämmerung beginnt ein neues Leiden: der Tiger der Lüfte, ein hier „Anbiqui Curabia“ genannter Moskit, kündigt sich durch leises Summen an. Dem Auge kaum sichtbar, gehört er doch zu den fürchterlichsten Raubthieren, die ich kennen gelernt habe; nichts ist ihm heilig, nichts verschont er, überall bringt er ein und stößt zur Verzweiflung des wehrlosen Menschen seine Blutiger. Er noch das Tageslicht der Nacht vorstrebend, tritt schon vorfichtig äugend ein kleiner Hirsch heraus. Mein Bruder schießt, der Hirsch liegt im Feuer. Dampf rollt der Rauch durch den Wald, für einen Augenblick verflammen die zerperden Citaden und ein Schwarm Sperlingspapageien, der sich auf einem benachbarten Baum zur Kuchtrube niedergelassen, sucht mit lautem Geschrei das Weite. Doch nur kurze Zeit hält die Ruhe an, dann begeben die Citaden wieder ihr obenbetäubendes Gemerz, vom Hochmalde bringt das nachhallenähnliche Schlagen der kleinen Waldbüchsen herüber und aus dem Schilfe klingen das melodische Stimmen der Wasserhühner.

Am Horizonte steigt jetzt der Mond auf und verbrümt die Spitzen der Bäume mit fahlem Lichtschimmer. Der Barrozo liegt noch im Dunkel, nur unsere Cigarren leuchten als feurige Punkte aus dem Schatten hervor. Mander deutliche Weidmann wird hier denken: „Wie kann ein Jäger auf dem Anstand rauchen?“ Aber hier ist es nicht so änslich damit, das Wild ist vertrauter und lehr sich wenig daran, außerdem ist es bei den Moskitos ohne Cigarren nicht auszuhalten.

Höher steigt der Mond, tiefer sinken die Schatten und gespannt wird die Aufmerksamkeit, denn die Zeit ist nicht fern, wo der Tapir sein Lager verläßt und zu wandern beginnt.

Unter mir raschelt es im Schilfe; abermals ein Hirsch! Wenige Sekunden später, und er ist herausgetreten und liegt nun breit vor mir. Ein wohlgezierter Hirschschaf, und er liegt auf dem Fed, ohne noch zu zuden.

Aber all dies ist nur Vorspiel. — Noch ein Hirsch erscheint, unser Paraguan schießt ihn frant, und er geht ab; weit noch hört man ihn durch das Gestrüpp brechen.

Schon klenchtet der Mond die Hälfte des Barrozo und spiegelt sich in den Wasserlachen, aus ein fernes Stomper und Platschen sich vernehmbar macht. Es kommt näher, auf mich zu — man hört das Streifen des Schiffes, dann stucht es. Alle Sinne sind aqapant, Minuten werden jetzt zu Ewigkeiten, selbst die Moskitos sind vergessen. Endlich bewegt es sich weiter, eine dunkle Masse schießt sich auf dem Sumpfparsse hervor und bleibt scheinbar stehen. Noch wenige Minuten: bangen Wartens, und das Wild tritt in das volle Mondlicht: es ist ein mächtiger Tapir! Den weiß schimmernden Hals und Kopf vorgezogen, nähert er sich langsam der Mitte des Platzes. Jetzt heißt es einen guten Schuß abgeben; eine schlecht ziende Kugel und das Wild ist verloren, denn ein angehöfener Tapir läuft noch meilenweit. Das Wildschicht ist fneht, aber es wird gemacht! — Feuer! — Der Schuß rollt, ein Sprung und ein dumpfer Fall; als der Pulverdampf in der feuchten Luft langsam sich verzieht, erblicke ich eine dunkle Masse vor mir auf dem Boden. Noch einige Schläge mit den Hufen, ein leichtes Stöhnen, und der Tapir ist verendet.

Der ganze Barrozo ist jetzt in helles Licht getaucht, man könnte lesen bei dem silbernen Schein. Auch meine Kanzenossen kann ich nun auf ihren Kanzen entdecken. Mein Bruder schießt in Verzweiflung ab der Moskitos, denn er schlägt mit einem Tuche wild um sich, während der Paraguan in dumpfer Ruhe dast und sich nicht rührt; benedenswerthes Menschenkind, dessen Haut an Dide der des Tapirs wenig nachzusehen scheint! Ich hütle mich gerade in die Dampfswollen einer neuen Cigarre, als ein abermaliges Stomper meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wieder ein Tapir und wieder bei mir! — Er scheint noch härter als der vorige, vertrauter

als jener tritt er aus dem Schilfe hervor und stucht nur, als er die Waffe seines erlegten Kameraden gewahrt wird. Ihn bedauernd und pfeifen-ähnliche Töne ausstosend geht er um ihn herum, dann erndet er den verendeten Hirsch; auch dieser wird argwöhnisch unterfucht. — Die Sache scheint ihm nicht recht geheuer, er wendet sich wieder dem Walde zu; ich könnte ihn schießen, aber mich verlanat nicht danach, Kasiägererei zu betreiben, der eine, den ich erlegt, genügt mir für heute und ich wünsche nur, daß auch mein Bruder noch zu Schuß kommt. Am Rande des Schiffes lehrt der Tapir wieder um und unterfucht abermals seinen verendeten Kameraden. Es ist ein Gemisch, ihn zu beobachten, wie er jenen mit dem Rüssel betastet, dazwischen etwas Salz schlekt oder etwas Gras abrupft, dann wieder mit dem Vorderhufen aufstampft oder mit dem Rüssel den feuchsten Grund auswühlt. Ich unterfuche deutlich seine starre Wähne, die Bewegungen der kleinen Schere. Etwa eine halbe Stunde treibt er sich so dicht vor mir herum, ohne sich doch weiter nach dem Stande meines Bruders zu vorzuwagen, dann geht er langsam durch das raselnde Schilfe ab.

Etwas nach Mitternacht fällt ein Schuß von der Kanzel meines Bruders. Fast unter ihm ist ein Tapir herausgetreten und ein Schuß hinter das Gehör hat ihn sofort zur Strecke gebracht. Ich pfeife jetzt ab, denn wir haben genug geschossen und verlassen nun die Hochlande, freudig erget ab unsers Jagdglückes, aber auch mit dem Bewußtsein, daß die Qualen, welche einst die christlichen Märtyrer erdulden mußten, nur wenig schlimmer sein konnten, als was wir im Dienste St. Huberti durch das summende und stehende Ungeziefer gelitten.

In das Lager zurückgekehrt, erfrishten wir uns an einer Tasse aromatischen Thees, dann war die Lösung: „Schlafen!“ Die Lager wurden mit Säteln und Dedern auf dem Erdboden zurechtgemacht, aber trotz der Gemüthsaue, trotz der Moskito-Nehe gegen das fliegende Raubzeug stoch uns der Schlaf, denn jetzt waren es Schatten von Ameisen und Holzbohlen, welche uns in Schelons attackirten und bald ein „Gannn“ bereiteten. Fluchend und schimpfend fanden wir uns an qualmenden Feuer wieder zusammen, wo wir, zusammengekauert in unsere Ponchos gehüllt, rauchend und Mate trinkend den Morgen erwarteten.

Als das Kreischen der geschäftigen blaugelben Aemern mit dem Morgenrauen ertönte, begann auch die Arbeit des Zerwirtens des erlegten Wildes. Von den Tapiren wurde der eine von mir erlegt vollständig mit Kopf und Hufen abgehäutet, während von dem anderen nur die brauchbarsten Theile der Haut abgestrikt wurden, diejenige, aus deren Leder die heiligen Sättel die so geschätzten Hügel und Peitschen zu arbeiten pflegen. Die vollständige Dede meines Tapirs wog ungefähr 70 Pfund, war auf dem Rücken mehr als finger-, am Halfe mehr als daumenbig; das Gewicht des Fleisches war dem einer mittleren Kuh wenig nachzugeben haben. Nur die zartesten Stücke des Fleisches wurden ausgehilt, in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet, während wir von den Hirschen sämtliches Wildpret benutzten, theils frisch zu einem leckeren Frühstück (ein halber Hirsch allein würde von unseren Leuten auf einen Stiefel aufgegessen), theils gleichfalls in Streifen geschnitten und getrocknet.

Der ganze Tag verging unter dieser Arbeit, und erst am nächsten Morgen nach einer abermaligen fürchterlichen Nacht konnten wir nach einem an dem Rande der Comada befindlichen alten Lagerplatze aufbrechen, um unser Fleisch dort vollständig zu trodnen und die Häute zu präpariren. Taas darauf trafen wir mit einem großen Vorrath von Fleisch und Häuten in unserem Hauptlager wieder ein.

Trotz aller kleinen Leiden wird dieses Jagdleben mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben und die schön gaeerbte Dede des Tapirs wird immer das Andenken wachhalten an jene Mondnacht im Barrozo.

Frühlingstag. Willkommen junger Frühlingstag! Wie löst du bell der Finnen Schlaq. Wie leuchtet so golden die Sonne! Nun wird auch mit die Seele wach. Die lang' in dumpfen Träumen lag, Und öfnet sich der Wonne.

Ein Bächlein rauscht die Flur entlang; Es klingt wie lieblicher Gesang Sein Plätschern silberhelle. Rein, Herz, nun ist dir nicht mehr bang', Des Trübniß's drückend Band zerstrana, Frei bist du wie die Welle.

Nach sie lag lang' in dumpfer Haft Und mühte ihre junge Kraft In finst're Tiefen pressen; Nun hat sie sich emporgerafft Und juchzt und lacht und spielt und lacht Und hat das Leid vergessen.

D. Hansen. Abgefahrt. Alte Kofette: „Wie alt sind Sie eigentlich, Herr Oberst?“ — Oberst (hohhaft): „Arm in Arm mit Ihnen fordere ich ein Jahrhundert in die Schranken.“